




HANS-JÜRGEN UND DIE DDR
in einem Land vor Eurer Zeit

EINFACHE SPRACHE

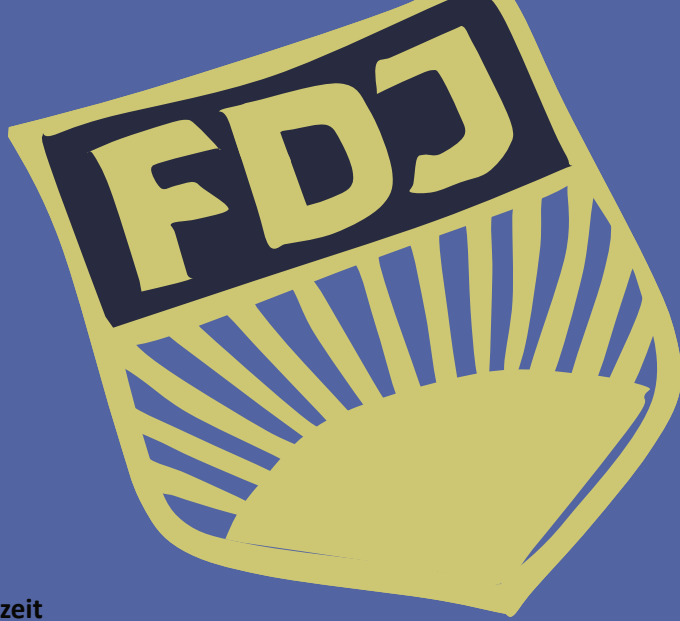


HANS-JÜRGEN UND DIE DDR
in einem Land vor Eurer Zeit
EINFACHE SPRACHE



Hallo, mein Name ist Hans-Jürgen, ihr kennt schon meine Tochter Katja und meine Schwägerin Sabine. Katja hat mich gefragt, ob ich über mein Leben in der DDR erzählen kann. Das mache ich gerne, weil ich mich mit diesem Land sehr verbunden fühle. Vielleicht auf eine andere Art als Katja: Als ich aufgewachsen bin, dachte ich, dass wir hier etwas Besonderes aufgebaut haben.

Ihr habt richtig gehört: Ich habe hier alles mit aufgebaut, und das macht mich stolz! Also erzähle ich euch von mir und der DDR. Die DDR ist zwar meine Heimat, aber nicht mein Geburtsland. Denn als ich zur Welt kam, gab es die DDR noch nicht. Zu der Zeit regierten in Deutschland die Nationalsozialisten und der Krieg hatte gerade begonnen. Ich lebte damals mit meiner Mutter in einer kleinen Stadt in Thüringen. Meine erste klare Erinnerung ist das Gefühl von Hunger. Als ich zur Schule ging, war der Krieg gerade vorbei, und vier Jahre später wurde die DDR gegründet. Ab 1949 begann eine gute Zeit: Zum ersten Mal in der Geschichte sollte Kleidung und Essen für alle bezahlbar sein. Jeder sollte ein Zuhause haben, Arbeit und niemand sollte hungern oder sich um sein Überleben sorgen müssen. Aber lasst mich der Reihe nach erzählen: Meine persönliche Reise durch die Zeit beginnt in meiner Schulzeit.



1945-1953: Meine Schulzeit

An meine ersten Schuljahre kann ich mich nur wenig erinnern. Unser Lehrer war sehr streng, wahrscheinlich weil wir so viele Kinder in einer Klasse waren – nur Jungen und insgesamt fast fünfzig. Mir fiel das Lernen leicht – zum Glück, denn ich musste meiner Mutter auf unserem kleinen Feld und im Garten helfen. Der Krieg war gerade vorbei, und es gab nicht viel zu essen. Mein Vater war in Russland gestorben und meine Mutter tat alles, um uns beide irgendwie durchzubringen. Sie war sehr überrascht, als ich nach der 8. Klasse die Empfehlung für die Mittelschule bekam. Später, als es die DDR gab, konnten alle zehn Jahre zur Schule gehen. Aber als ich zur Schule ging, endete die Schulzeit für die meisten nach den ersten acht Jahren. Ich hatte jedoch gute Noten und konnte zwei weitere Jahre lernen. Frühere Generationen waren sicherlich genauso klug, aber früher war es nicht üblich, dass alle Menschen eine gute Bildung erhielten. Kinder von Arbeitern lernten oft einen Beruf, um schnell Geld zu verdienen. Auch bei uns wäre ein zweites Gehalt wichtig gewesen, aber meine Mutter war sehr stolz auf mich und wollte, dass ich diese Chance nutze. Im Jahr 1951 habe ich meinen Abschluss an der Mittelschule gemacht.



Die *FDJ* wurde 1946 in dem Teil von Deutschland gegründet, der von der Sowjetunion kontrolliert wurde. Sie sollte für die Demokratie stehen. In der DDR war sie die einzige, offiziell anerkannte Jugendgruppe, die vom Staat unterstützt wurde. Fast 80% der jungen Leute in der DDR waren Mitglied bei der *FDJ*.

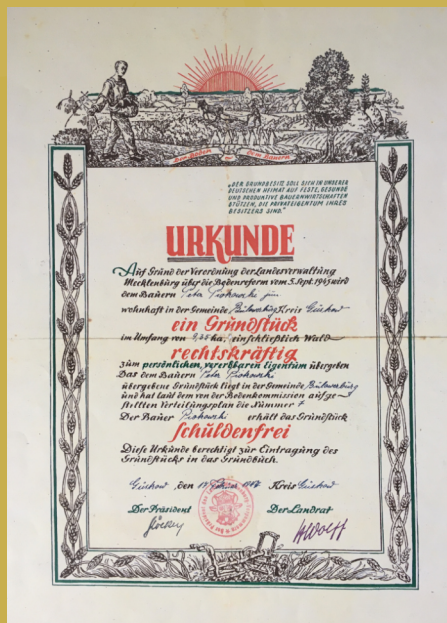
Zu der Zeit war die DDR gerade zwei Jahre alt. Sie sagten uns jungen Leuten, dass es nun unsere Aufgabe sei, das Land aufzubauen und unser Leben in die eigenen Hände zu nehmen. Und ehrlich gesagt, ich war sehr begeistert und habe daran geglaubt. Wo sonst hätte ein Arbeiterjunge wie ich so eine Chance bekommen können? Etwas Neues ausprobieren, etwas völlig anderes. Eine gerechte Gesellschaft, in der es nicht wichtig ist, woher jemand kommt. Deshalb wollte ich dabei sein. Also, als ich im letzten Jahr meiner Schule war, bin ich dem Jugendverband beigetreten: der *Freien Deutschen Jugend*. Fast alle aus meiner Klasse waren dabei. Zusammen hatten wir eine großartige Zeit: Wir haben die Trümmer von den Gebäuden weggeräumt, die im Krieg zerstört wurden, und geholfen, unser Schulgebäude wieder aufzubauen. Natürlich haben wir auch zusammen gefeiert, getrunken und uns geküsst – eben das, was 17-Jährige wohl überall und bis heute tun. Aber wir hatten immer das Gefühl, dass wir an etwas Großem teilnehmen: am Aufbau dieser jungen DDR, in der es friedlich und gerecht zugehen sollte.



Hier geht es darum, dass alle Menschen das gleiche Recht auf Freiheit haben sollten. Das bedeutet, dass jeder Mensch sein kann, wie er will und dass wir tolerant und mitfühlend gegenüber anderen Menschen sein sollten. Außerdem sollten wir auf Gewalt verzichten.

Die **ABF** helfen jungen Menschen, die als Arbeiter und Bauern arbeiten wollen, sich auf das Studium an einer Hochschule vorzubereiten.

Die **LPGs** sind Gruppen von Bauern, die sich zusammengeschlossen haben, um zusammen Felder zu bewirtschaften und Landmaschinen zu nutzen. Die LPGs wurden in den frühen 1950er Jahren freiwillig gegründet. Später wurden sie immer öfter durch Zwang zu Gruppen gemacht.



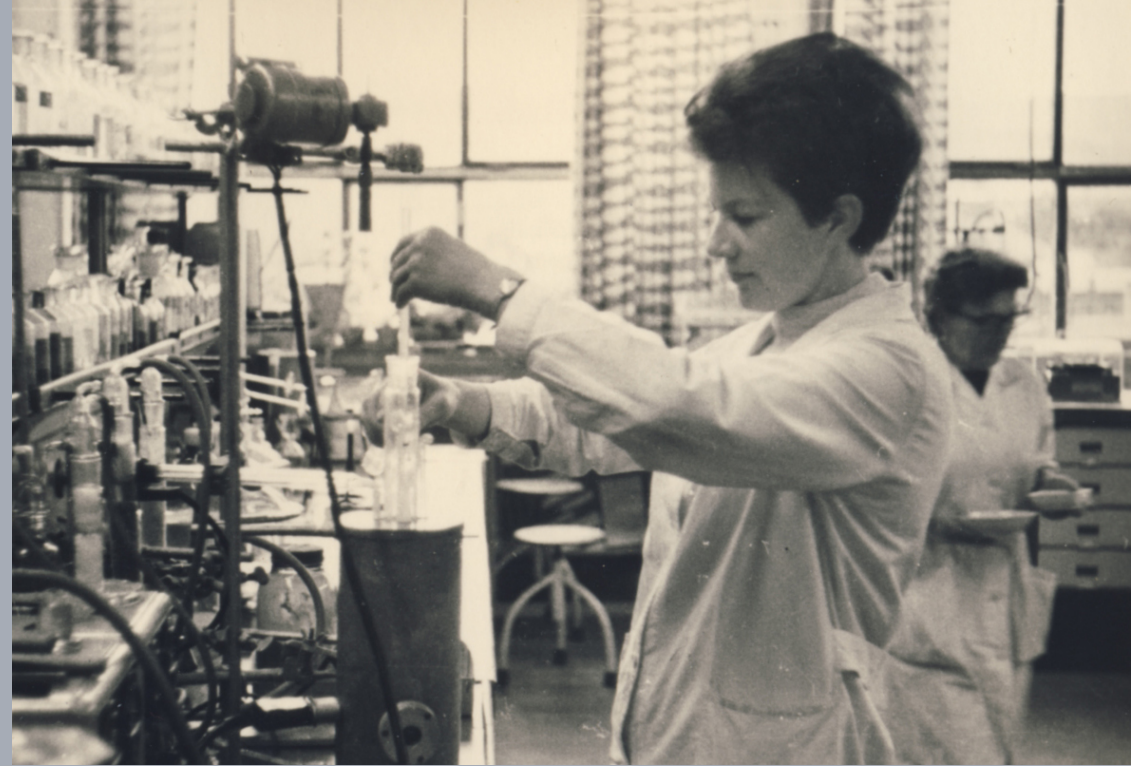
In der Mittelschule hatte ich einen Lehrer, der mich sehr beeindruckte und beeinflusste. Er war vielleicht um die 40 Jahre alt, sah aber mindestens 20 Jahre älter aus, weil er viele Jahre in Gefängnissen und im Konzentrationslager verbringen musste. Er war ein überzeugter und gebildeter Mensch, der sich für das Wohl der Menschen einsetzte. Dieser Lehrer hat mich ermutigt, mein Potential nicht zu verschwenden. Was er damit meinte? Nun ja, ich hatte zwar gute Noten, aber ich hatte nicht wirklich Lust nach der 10. Klasse noch länger zur Schule zu gehen. Aber er hat mich überzeugt, dass ich auch das Abitur schaffen könnte. Also bin ich zur *Arbeiter-und-Bauern-Fakultät (ABF)* nach Halle gegangen. Ich traf viele junge Leute, die genauso wie ich beim Aufbau eines Landes helfen wollten. Wir sind auf Lastwagen durch die Dörfer gefahren, um die Bauern von der Idee der *Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPGen)* zu überzeugen. Es war eine verrückte Zeit, und ich weiß nicht, ob ich damals viel geschlafen habe. Meine Mutter hat wahrscheinlich nicht richtig verstanden, was ich in Halle bei der ABF eigentlich gemacht habe. Aber eins ist sicher: Als ich 1955 in meine Heimatstadt zurückkam, hatte ich einen Zettel, der mir erlaubte an der Hochschule zu studieren. Doch das habe ich nicht gleich gemacht. Meine Mutter war inzwischen älter und brauchte meine Hilfe. Deshalb habe ich erstmal eine Ausbildung in unserem Wohnort begonnen.

1955-1957: Meine Lehrzeit

Die Ausbildung zum Chemie - facharbeiter war ziemlich schwierig: Ich musste viel lernen und auch viel in der Fabrik arbeiten. Aber ich fand die Themen interessant und konnte es direkt in der Praxis anwenden. Das war in der DDR so gewollt, weil sie wollten, dass die Ausbildung sehr praktisch ist. Viele Leute haben sich ausbilden lassen, aber sind dann nach Westdeutschland gegangen. In unserem Betrieb passierte das auch, dass einige plötzlich nicht mehr zur Arbeit kamen. Das war schwierig und hat diejenigen, die zurückgeblieben sind verärgert. Aber wie konnte man das verhindern? Ich hatte keine Lösung dafür. Verträge halfen nicht und die Leute einsperren konnte man ja auch nicht. Oder?



KVV sind Betriebe, die zur Stadtverwaltung gehören. Sie kümmern sich um die Wohnungen in der Stadt, also wie die Wohnungen in Schuss gehalten und verwaltet werden.



Auch wenn es manchmal schwer war, früh um 6.30 Uhr am Werkstor zu stehen und all die müden Gesichter zu sehen. Acht Stunden Arbeit am Fließband können ziemlich lang werden. Ich habe damals eine wirklich nette junge Frau getroffen. Wir sind abends lange durch die Stadt spazieren gegangen. Wir hatten nicht viele Möglichkeiten, weil sie keine eigene Wohnung hatte, und ich hatte nur ein Zimmer neben dem meiner Mutter. Wohnungen waren in der DDR schwer zu bekommen. Man kam erst auf die Warteliste für eine Wohnung bei der *Kommunale Wohnungsverwaltung (KVV)*, wenn man verheiratet war. Da kam mir der Gedanke: Vielleicht sollten wir einfach heiraten, Hella und ich? Fast alle haben das damals gemacht – sie haben mit Anfang zwanzig geheiratet und Kinder bekommen.

1957-1965: Beginn des Arbeitslebens – und doch noch ein Studium

Wir haben bald geheiratet, bekamen eine kleine Wohnung und dann kam unser erstes Kind, ein Junge namens Frank. Die kurzen Nächte waren schwierig, denn wir lebten mit unserem Kind in anderthalb Zimmern unterm Dach, und die Toilette war im Flur. Jeden Tag ging ich zur Arbeit in einer Chemiefaserfabrik. Hella hatte jetzt ihr Diplom als Lehrerin und unterrichtete an einer neuen Schule. Glücklicherweise befanden sich die Krippe und der Kindergarten in derselben Straße und waren ab 6 Uhr morgens geöffnet. Gerade als Frank anfangs nachts gut durchzuschlafen und es ein bisschen einfacher wurde, wurde Hella wieder schwanger. Ich stand nach der Arbeit stundenlang in der Schlange bei der Wohnungsverwaltung (KWV), um eine größere Wohnung zu beantragen – die Wohnung, in der wir wohnten, würde in sieben Monaten definitiv zu klein sein. Die Aussichten waren nicht besonders gut. Unser zweiter Sohn, Stefan, wurde gerade geboren, als mein Arbeitgeber vorschlug, dass ich studieren sollte. Damals wurden viele gute Mitarbeiter gebraucht. Ich hatte wirklich Lust darauf, mein Wissen über meinen Bereich weiter auszubauen. Also habe ich zugestimmt. Aber das hieß auch, dass uns eine schwierige Zeit bevorstand: Hella blieb in Thüringen und arbeitete, während ich vier Jahre lang die Woche über in Leipzig war und studierte. An den Wochenenden war ich dann bei meiner Familie. Natürlich habe ich ab und zu mit meinen Mitbewohnern im Studentenwohnheim ein Bierchen getrunken. Im Jahr 1965 war es geschafft: Ich hatte mein Diplom als Ökonom bekommen und kehrte zurück in meine Heimatstadt und zu meiner Arbeit, wo ich schon erwartet wurde. Mir wurde bald die Leitung einer ganzen Abteilung angeboten.



Ab 1965: Im Chemiefaserkombinat

Kurz nach meiner Rückkehr aus Leipzig bin ich der Partei beigetreten. Es hat mir geholfen, weil die Partei viel Einfluss in meinem Betrieb hatte. Wenn du dabei bist, kannst du mitreden und hast mehr Möglichkeiten. Das war wichtig für mich, da ich eine Abteilung in einem großen Betrieb leitete. Jeden Tag gab es Herausforderungen, da es oft an etwas fehlte und ich mit begrenzten Mitteln arbeiten musste. Das klingt vielleicht schwierig, aber die Arbeit in der Chemiefaserfabrik war gar nicht so schwer. Wir mussten oft kreativ sein. Wir waren ein gutes Team. In meiner Abteilung hatten wir mehrere Gruppen und natürlich wurde ich als Chef zu allen Festlichkeiten eingeladen. Ich blieb also "der Chef", aber wir hatten auch eine besondere Verbindung zueinander, weil ich ja aus ihren Reihen kam.



In der DDR nannte man kleine Arbeitsgruppen in einem Betrieb, einer Genossenschaft oder einer Verwaltung *Brigaden*.

Ich denke, ich war kein schlechter Chef. Vielleicht lag das auch daran, dass ich gut darin war, alles zu organisieren, was gebraucht wurde. Das reichte von Urlaubsplätzen für meine Mitarbeiter bis hin zur Raufasertapete für die Wohnungen der Kollegen. In der DDR hatten wir viele knappe Dinge, deshalb gab es einen unsichtbaren Tauschhandel. Eine Person konnte das eine besorgen, eine andere das andere. Gleichzeitig war es wichtig, dass das Ganze nicht zu einer Art Selbstbedienung wurde, da es um Sachen ging, die dem Volk gehörten. Deshalb konnte ich nicht akzeptieren, dass Leute Dinge aus dem Betrieb mitnahmen.

1970: Die neue Wohnung

Als die 1960er Jahre zu Ende gingen, haben wir endlich eine größere Wohnung bekommen. Eigentlich hatten wir uns das schon gewünscht, als unser Sohn Stefan geboren wurde. Es war höchste Zeit, weil die beiden Jungs in die Schule gingen und ein drittes Baby unterwegs war – die kleine Katja. Die Wohnung mit zwei Zimmern und der Toilette auf halber Treppe war nicht mehr groß genug. Es war anstrengend Kohlen für den Ofen zu schleppen. Die Ofenheizung war nicht gut, sie brachte mehr Schmutz und Arbeit mit sich als Gemütlichkeit. Im Betrieb wurde gemunkelt, dass wir die Wohnung nur bekommen hätten, weil ich in der Partei war. Aber das war nicht der Grund. Wir standen tatsächlich fünf Jahre lang auf der Warteliste, ohne dass viel passiert war. Hella ist in den letzten zwei Jahren einmal pro Woche zur Kommunalen Wohnungsverwaltung (KWV) gegangen. In dieser Zeit passierten bei uns zu Hause viele aufregende Dinge! "Du bist in der Partei, aber es gibt nicht mal eine einfache Wohnung für einen Genossen wie dich", sagte Hella. Sie hat nie um den heißen Brei herumgeredet, selbst wenn es vielleicht besser gewesen wäre. Immer wenn wir zu einer Veranstaltung oder einer öffentlichen Feier gingen, habe ich sie gebeten, ihre Worte im Zaum zu halten. Sie konnte es aber nicht lassen. Aber irgendwie verstand ich sie auch. Sie musste sich um so viele Dinge kümmern: Essen, Sachen für die Kinder und so weiter. Als klar wurde, dass wir noch ein Baby bekommen würden und immer noch keine Wohnung hatten, konnte Hella nicht mehr warten. Eines Tages wurde ich per Betriebsfunk zum Parteisekretär gerufen. Er erzählte mir, dass er einen Anruf aus dem Stadtrat bekommen hatte wegen meiner Frau. "Deine Frau sitzt auf der Treppe vor der Wohnungsverwaltung. Sie sagt, sie wird da nicht weggehen, bis sie einen Wohnungszusagen bekommt." Er war wirklich wütend über die Situation.

Wohnraumzuweisung Nr. F3135
(für den Mieter)

Herr/Frau/Fräulein _____ Name/Vorname _____
Jetzige Tätigkeit _____ Fam.-Stärke _____
Bisher wohnhaft _____ Ort/Straße/Nr. _____
wird die im Grundstück _____ Straße/Nr. _____
erfasste - gemeldete Wohnung - Wohnräume (bisheriger Mieter) _____

Vermieter: _____ Name/Vorname/Straße/Nr. _____
Best.-Nr. 87 20 VV Spbg. Ag 310/77/DDR/1205 II-19-1 204 Sp. _____
Bitte Hinweise auf Rückseite beachten.

Unterschrift _____





Er schickte mich weg und hat gesagt: "Ich erwarte von dir, dass du diese Situation beendest und sie keinen weiteren Ärger mehr verursacht, Genosse!" Ich bin dann gleich zur Wohnungsverwaltung gefahren. Meine Frau Hella hatte schon immer ihren eigenen Kopf. Was passierte? Einer der Verantwortlichen für Wohnungen bat sie schließlich in sein Büro und sprach lange mit ihr. Er machte ihr klar, dass ihre Aktion nicht nur ihr, sondern auch ihrem Mann schaden würde. Zwei Wochen später erhielten wir dann endlich einen Wohnungsbescheid im Briefkasten. Ich bekam ein Parteiverfahren. Zum Glück beruhigte sich die Situation recht schnell. Offenbar waren die wichtigen Parteimitglieder nicht so abgehoben und verstanden unsere Situation. Und nicht zuletzt war meine Frau hochschwanger. Bevor Katja geboren wurde, sind wir in eine Wohnung mit drei Zimmern und Zentralheizung gezogen. Was für ein Luxus!



Die SED führt Untersuchungen durch, wenn Mitglieder der Partei Regeln nicht einhalten. Diese Untersuchung kann ernste Folgen haben, wie zum Beispiel aus der Partei ausgeschlossen zu werden oder den Job zu verlieren.

1974: Die Leipziger Messe

Die Angelegenheit mit dem Parteiverfahren schien jetzt endgültig erledigt zu sein: 1974 hatte ich zum ersten Mal die Möglichkeit zur Leipziger Messe zu fahren. Sie war eine der wenigen internationalen Messen, bei der nicht nur Menschen und Unternehmen aus dem *RGW* teilnahmen. Jetzt konnte ich die beiden riesigen Messehallen mit eigenen Augen sehen. Ich konnte hautnah erleben, was meine Kollegen über die besondere "Versorgungslage" in Leipzig während der Messezeit erzählt hatten. Die beiden *Dederonbeutel*, die meine Frau Hella vorsorglich in meine Reisetasche gepackt hatte, waren randvoll mit guten Dingen. Weniger erfreulich war jedoch, wozu ich mich bereits vor meiner Reise nach Leipzig verpflichten musste. Irgendwie war es mir klar, und ich hatte auch schon davon gehört: Sobald jemand vom Betrieb zur Messe fuhr, bat die *Firma* vorher um einen Beitrag. Bitte versteht mich nicht falsch. Hier ging es nicht um *IM-Tätigkeiten*, also Spionage oder das Ausspionieren von Freunden oder Kollegen. Es ging darum, zu versichern, dass ich keine Geheimnisse über die Arbeit des Betriebs verraten werde. Ich musste gut zuhören, wenn es in Gesprächen mit Handelspartnern aus dem Ausland um bestimmte Dinge ging. Dabei ging es nicht nur um die Produkte, die auf der Messe in Leipzig gezeigt wurden, sondern auch um Informationen über Finanzen, Interessen und Pläne für die Zukunft. Natürlich sollten diejenigen, die zur Messe fahren durften, darüber berichten. Ich habe also genau zugehört. Unsere Handelspartner waren ziemlich vorsichtig und haben nicht viel verraten. Es schien, als ob sie wussten, dass man in der DDR sehr aufmerksam war. Trotzdem kamen sie immer wieder zu uns, um Geschäfte zu machen. Und zwar gute Geschäfte. Deshalb gab es keinen Grund, etwas zu erzählen, was schädlich für die Geschäfte gewesen wäre. Sie hatten offensichtlich gelernt, vorsichtig zu sein. Und ehrlich gesagt, haben sie ihre Zeit im Osten genossen.



Die *Leipziger Messe* gibt es seit über 800 Jahren, sogar während der Zeit der DDR. Dort dient sie dazu, den Handel zwischen verschiedenen Ländern zu fördern, wissenschaftliche und technische Fortschritte zu vergleichen und internationale Erfahrungen auszutauschen.

Der *Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW)* ist eine Vereinigung von Ländern in Osteuropa, die befreundet waren. Diese Länder haben sich zusammengeschlossen, um wirtschaftlich zusammenzuarbeiten, sowohl untereinander als auch mit anderen Ländern.

Dederon ist ein vielseitiger Kunststoff, der in der DDR verwendet wurde. Aus diesem Material wurden verschiedene Dinge hergestellt, zum Beispiel Einkaufstaschen und auch Kleidungsstücke. Man kann es am besten mit Nylon vergleichen.

In der DDR wird der Begriff "*Firma*" für das Ministerium für Staatssicherheit (Stasi) verwendet und "*IM*" steht für "Inoffizieller Mitarbeiter". Das bedeutet, dass *IMs* Leute sind, die heimlich für die Staatssicherheit Informationen sammeln.

Es wurde viel Aufwand betrieben, um ihnen unvergessliche Tage zu ermöglichen. Einfach gesagt, habe ich nur über unwichtige Dinge berichtet, wie den Urlaub von jemandem oder die Vorlieben beim Essen. Die Leute von der Stasi waren enttäuscht von mir. Nachdem ich 1989 meine Stasiakte gelesen hatte, habe ich erfahren, dass sie mich nach meinem ersten Messebesuch von ihrer Liste gestrichen haben.

1975: Die Versetzung

Auch in diesem Jahr konnte ich wieder zur Leipziger Messe fahren und diesmal musste ich weder vorher noch nachher mit der Firma sprechen. Wahrscheinlich lag das daran, dass ich zu dieser Zeit nicht mehr in der Chemiefaserfabrik gearbeitet habe. Anfang des Jahres wurde ich in unseren Zweigbetrieb, die Chemische Fabrik in Finowthal, versetzt. Warum das passiert ist? Lass es mich so ausdrücken: Im Laufe der Zeit gab es einige Dinge, die meine Kollegen davon überzeugt haben, dass ein Arbeitsplatzwechsel für mich besser wäre. Ein oder zwei Besuche von Hellas Verwandten aus dem Westen, über die ich nicht wirklich sprechen wollte, und dazu noch Hellas direkte Art zu sprechen. Das hat wohl am Ende ausgereicht.




Volkseigene Betriebe in der DDR gehören dem Staat und werden meistens von einer Gruppe verwaltet. Oft ist dies der örtliche Kreis oder Bezirk, der dann eine Leitung für den Betrieb auswählt.

Man könnte es als eine Art Strafversetzung bezeichnen, obwohl niemand es so nannte. Stattdessen sprach man von einer Beförderung. In den ersten beiden Jahren war ich alleine in einem kleinen Ort im Bezirk Frankfurt/Oder und fuhr jedes Wochenende nach Thüringen. Der Betrieb war viel kleiner und hatte weniger moderne Anlagen. Der VEB Chemische Fabrik Finowthal war eine recht unschöne Chemiefabrik. Sie produzierte hauptsächlich Grundstoffe für Waschmittel, Kosmetika, Tapetenkleister und Ähnliches, die dann anderswo weiterverarbeitet wurden. Meine Aufgabe bestand vor allem darin, die nötigen Materialien zu besorgen und sie an andere Werke weiterzuverkaufen. Etwas, das mir damals wirklich Kopfzerbrechen bereitete, war die Tatsache, dass die Abwässer der Fabrik direkt in den nahegelegenen Finowkanal geleitet wurden.

1976: Familienzusammenführung

Unsere Lebenssituation änderte sich 1976: Hella und die Kinder zogen zu mir, sodass wir nicht mehr getrennt leben mussten. Das war eine gute Entscheidung, besonders weil Katja bald eingeschult wurde. Wir fanden recht schnell eine Wohnung, auch wenn sie wieder eine Ofenheizung hatte. Die Wohnung war groß mit Bad und Toilette. Hella hatte jedoch Schwierigkeiten, sich an die neue Umgebung zu gewöhnen. Die Schule war größer, die Kollegen am Arbeitsplatz weniger offen als in Thüringen, und die Landschaft war nicht so schön wie im Thüringer Wald. Ich fühlte mich in meinem Betrieb, der Chemischen Fabrik, wohl und war mit Eberswalde, unserem neuen Wohnort, zufrieden. Einige unserer Nachbarn arbeiteten ebenfalls in der Fabrik, andere im nahegelegenen Reichsbahnausbesserungswerk (RAW) oder im VEB Schlacht- und Verarbeitungskombinat Eberswalde. In unserer kleinen Stadt stellten die Soldaten der sowjetischen Armee die größte Gruppe der Bevölkerung dar. Die meisten von ihnen sahen wir selten. Ich hatte gelegentlich beruflichen Kontakt mit "den Freunden", wie sie genannt wurden. In der Stadt gab es Gerüchte über mögliche Gemeinheiten gegenüber den Soldaten in der Kaserne. Ich weiß bis heute nicht, ob das stimmt, denn die Offiziere schienen mir kluge und freundliche Menschen zu sein. Nach der Wende hatte ich die Gelegenheit, vor dem Abzug der russischen Truppen aus der ehemaligen DDR, mit einigen Soldaten zu sprechen. Sie betonten, wie wohl sie sich in der DDR gefühlt hatten und waren traurig, wieder nach Hause zurückzukehren.



Die Abkürzung **RAW** steht für Reichsbahnausbesserungswerk. Hier kümmern sich die Leute um die Reparatur und Verbesserung von Zügen und Triebwagen.

Obwohl die DDR unabhängig ist, sind bis zum Jahr 1989 etwa 500.000 Soldaten aus der Sowjetunion in der DDR stationiert. Die GSSD (Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland) ist die größte Armee, die außerhalb ihres eigenen Landes aufgestellt ist. Weil die Offiziere der GSSD oft ihre Familien mitbringen, sieht man die Soldaten und ihre Familien auch oft in den Städten.



Der Alltag in den 1980ern

Ich arbeitete nun schon fast zehn Jahre in der Chemischen Fabrik. Wir hatten jedoch immer noch mit den typischen Problemen der DDR-Wirtschaft zu kämpfen: Es mangelte an Materialien, die Maschinen waren in schlechtem Zustand, und die Flüsse wurden durch die Abwässer der Chemie verschmutzt. Diese Situation machte mich traurig. Es schien auch, dass immer weniger Menschen das Gefühl hatten, aktiv an einem solidarischen und gerechten Staat mitzuarbeiten. Ein Grund dafür war wahrscheinlich die Dickköpfigkeit einiger wichtiger Menschen. Hella hatte sich in Eberswalde immer noch nicht richtig eingelebt, im Gegensatz zu Katja, die sich dort bereits sehr wohl fühlte. Unsere Söhne waren zur Armee und dann zum Studium gegangen, nur Katja lebte noch bei uns. Insgesamt ging es uns finanziell gut. Nach einer langen Wartezeit bekamen wir sogar einen Trabant. Unser Familienleben sah aus wie das vieler DDR-Familien in den 80er Jahren: Arbeit oder Schule während der Woche und Wochenenden, dazu zweimal im Jahr Urlaub.

Im Frühling oder Herbst machten wir oft Ausflüge in unsere Heimat in Thüringen, um Freunde und Verwandte zu besuchen. In den Sommerferien hofften wir jedes Jahr darauf, einen Platz in einem der FDGB-Ferienheime zu bekommen. Wenn das klappte, war das immer sehr schön. Wir lasen viel, spielten Karten, gingen schwimmen oder wandern. Abends saßen wir oft mit anderen Gästen zusammen, die wir dort kennenlernten. Das war alles ganz normal und entspannend. In andere Länder reisten wir nicht. Hella hatte wohl eher Angst, wahrscheinlich aufgrund ihrer Flucht durch Polen. Ich selbst war beruflich öfter in der Sowjetunion und anderen befreundeten Ländern, daher reizten mich diese Orte nicht so sehr. Nur Kuba fand ich damals sehr interessant, aber obwohl wir uns jahrelang dafür angemeldet hatten, konnte ich erst nach der Wende dorthin reisen.



Eigentlich stammt "Schwerter zu Pflugscharen" aus der Bibel. In der DDR und in anderen Friedensbewegungen in anderen Ländern wurde es zu einem Spruch von Leuten, die gegen Waffen waren. Diese Leute trugen es auch oft als Aufnäher auf ihrer Kleidung. Im Jahr 1981 wurde das verboten. Es wurde verboten, weil es als Kritik am Gesetz für den Wehrdienst in der DDR gesehen wurde.

Katja könnte vielleicht noch mit uns nach Kuba reisen, obwohl sie gerade in der Pubertät ist – das kann manchmal schwierig sein. Sie ärgert sich darüber, dass es in der DDR keine modernen Jeans gibt. Aber es gibt doch Jeans, verstehe ich nicht. Sie will gut aussehen, was natürlich wichtig ist, aber warum ausgerechnet Jeans? Ich denke mir, dass sie froh sein sollte, genug Hosen zu haben, so wie wir es früher hatten. Sie weiß vielleicht nicht, wie gut es ihr heute geht. Wenn ich das anspreche, fängt sie entweder an zu weinen oder knallt die Tür zu. Und dann höre ich immer wieder, wie sehr sie die Welt erkunden möchte. Sie träumt von Reisen nach Ungarn, Frankreich und überall sonst. Dabei gibt es doch auch hier schöne Orte. Als wir in ihrem Alter waren, waren wir schon froh überhaupt in den Urlaub zu fahren. Die Zeiten haben sich eben geändert. Manchmal denke ich, es wäre besser, die jungen Leute reisen zu lassen. Die meisten von ihnen würden wahrscheinlich zurückkommen, wenn sie merken, dass es im Westen nicht immer so toll ist, wie es scheint. Wenn ich das laut sagen würde, käme ich in Schwierigkeiten. Bestimmt würde Katja es dann der ganzen Welt erzählen, so wie ihre Mutter es oft tut. Neulich hat sie ihren Lehrer in Staatsbürgerkunde gefragt, warum der Aufnäher "*Schwerter zu Pflugscharen*" so schlimm sein soll. Sie hat mit ihm diskutiert und argumentiert. Aber leider hat das dazu geführt, dass ich in die Schule kommen musste. Der Lehrer konnte die Sache nicht einfach so lassen. Zum Glück kenne ich ihn aus der Partei und konnte ihm erklären, dass es eine freche Aktion in ihrer pubertären Phase war. Es ist wirklich erstaunlich, wie wenig sie versteht, was sie da tut. Will sie etwa ihre Zukunft aufs Spiel setzen? Sie könnte problemlos auf die EOS-Schule gehen. Wenn ich sie daran erinnere, sagt sie mir, dass sie keine Lust mehr auf Schule hat und lieber arbeiten gehen möchte. Aber sie hat keine Ahnung, was das bedeutet. Aber ich habe ihr klargemacht, dass sie einen Ferienjob in meinem Betrieb bekommt. Vier Wochen lang hat sie in der Tapetenleim-Produktion gearbeitet. Ein sehr harter Job und nicht gerade angenehm. Danach habe ich nichts mehr von ihren Plänen gehört, die Schule abzubrechen. Jetzt arbeitet sie ernsthaft auf das Abitur hin, mit der Hoffnung, dass sie angenommen wird: alles Einser, aber sie muss auch aufpassen, was sie sagt.

Unterrichtsmittel der Arbeitsstelle Pädagogische Lesungen

In diesem Buch wurde zugunsten eines authentischen Abbildes der Zeitgeschichte auf die Formen des Genderns verzichtet.

Bildnachweise

Seite 6: Urkunde Landesverwaltung, Foto: Privataarchiv Katja Koch

Seite 9: Labor CFK, Foto: Privataarchiv Clemens Decker

Seite 11: Urkunde, Quelle: Privataarchiv Katja Koch

Seite 13: Urkunde Diplomprüfung, Foto: Katja Koch

Impressum

Herausgeberin: Arbeitsstelle Pädagogische Lesungen

Idee, Text und Redaktion: Katja Koch und Kristina Koebe

Illustration und Layout: Clemens Decker

Übertragung in einfache Sprache: Florian Morlock

2023 © Arbeitsstelle Pädagogische Lesungen



Unterrichtsmittel der Arbeitsstelle Pädagogische Lesungen

Idee, Text und Redaktion: Katja Koch und Kristina Koebe

Illustration und Layout: Clemens Decker

© 2023